

---

# Didier Eribon

---

Gesellschaft als Urteil

---

edition suhrkamp

---

SV



## 2. Das Ich und seine Schatten

Da ich doch alles gesagt hatte. Hatte ich das? Hatte ich nicht im letzten Moment unter dem Vorwand irgendeines strukturellen Problems mit einem Kapitel eine lange Passage gelöscht, die aufs Beste illustrierte, wie gewaltsam mich der Wunsch beherrschte, die einmal hergestellte Distanz zwischen der mir angestammten Arbeiterwelt und der von mir erschlossenen Welt der Intellektuellen gegen alle Widerstände aufrechtzuerhalten? Warum ich für diese zwanzig Zeilen damals keinen Platz in meinem Buch finden konnte, verstehe ich heute nicht mehr. Oder besser gesagt, ich verstehe es nur zu gut, denn in ihnen laufen alle Fäden zusammen.

Vieles von dem, was ich in *Rückkehr nach Reims* niedergeschrieben habe, hatte ich vorher Pierre Bourdieu erzählt. Zwanzig Jahre lang hatten wir uns fast jeden Tag gesehen oder miteinander telefoniert (kennengelernt hatte ich ihn Ende 1979, gestorben ist er im Jahr 2002). Als er mir 1991 ein Interview zu lesen gab, das er im Rahmen einer großen Studie mit zwei Jugendlichen aus einer Vorstadtsiedlung geführt hatte – das Material, das später in dem außergewöhnlichen Band *Das Elend der Welt* zusammengefasst werden sollte, erschien damals nach und nach in seiner Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales* –, da wunderte ich mich über die Verbindlichkeit, mit der er diesen beiden Gesprächspartnern begegnet war. Besonders fiel sie mir dort auf, wo die beiden Interviewten durchscheinen ließen, dass sie gegenüber zwei weißen Frauen aus ihrer Siedlung, die ihrer Ansicht nach rassistisch waren, vor der Anwendung physischer Gewalt nicht zurückschreckten. Ich hielt Bourdieu vor, dass er die Situation, die er da beschreiben und analysieren wollte, auf ziemlich einseitige Weise darstellte. Die beiden Frauen und viele andere Menschen, die wahrscheinlich ihre Gründe hatten, über das Verhalten der beiden Interviewten zu klagen, kamen bei ihm nicht zu Wort. Man kann sich leicht vorstellen, wie die beiden Jungs das Leben der älteren Anwohner vergiftet haben müssen.<sup>[14]</sup> Bourdieu sagte mir dann, dass er sich in diesen beiden Jugendlichen seltsamerweise selbst erkannt hatte, dass sie ihn an seine eigene Jugend erinnert, dass ihre Aussagen in seiner eigenen Vergangenheit ein Echo gefunden hatten. Ich weiß es ja: Die Einfühlung, die ich ihm vorwarf, war für die Begegnung mit diesen beiden Jugendlichen und für die Arbeit, die er sich vorgenommen hatte, essenziell. Bevor man eine Stimme wiedergeben kann, muss diese sich zuerst selbst äußern. Den Austausch und die Gesprächssituation sollte man deshalb so ungekünstelt wie möglich gestalten. Die betreffende Ausgabe von *Actes de la recherche* hieß aber nun mal »Das Leiden« («La souffrance»), und ich hörte nicht auf, den Widerspruch herauszustellen, der zwischen diesem Titel und der Nichtberücksichtigung des Leidens einiger der Anwohner bestand. In der Einleitung zu dem Interview (es handelt sich dabei übrigens um einen schönen, ja

überwältigenden Text) kommt Bourdieu zumindest ansatzweise auf diesen Punkt zu sprechen. Er insistiert auf dem »Schicksalseffekt«, der sich aus dem Umstand ergibt, an einem Ort des sozialen Abstiegs leben zu müssen, dort, wo alle Räder ineinandergreifen und zu einem schrittweisen Abstieg beitragen, wo der Weg vom schulischen Scheitern über das Ausbleiben der beruflichen Perspektiven – »die mit der Abwesenheit von Abschlüssen und Qualifikationen verbundenen Nachteile, die ihrerseits mit einem Mangel an kulturellem und insbesondere linguistischem Kapital verbunden sind« – mehr oder weniger direkt in die Kriminalität oder jedenfalls in eine Art der Selbstaffirmation führt, die fast immer gewaltsam ist und mit der man sich, entweder gegen die oder entsprechend den Codes des Kollektivs, seiner sozialen Identität, ja der Wahrnehmung der eigenen Existenz versichert. Bourdieu hebt auch hervor, wie schwierig es für Menschen mit ganz unterschiedlichen Biografien ist, in diesen Räumen des sozialen Elends zusammenzuleben. Daraus ergibt sich der unvermeidliche »Adressierungsfehler«: Nicht die verantwortlichen Politiker oder die Teilung der Gesellschaft in Klassen erklärt man zum Feind, sondern den gesellschaftlich Nächsten, den eigenen Nachbarn. (Die Klassenteilung scheint zu weit weg und zu abstrakt, um als reale Tatsache zu gelten.) Deshalb entlädt sich die Gewalt von Aufständischen immerzu an den Schulen, die von den eigenen Geschwistern besucht werden, oder an den Bussen, die das eigene Viertel mit dem Rest der Stadt verbinden. Die Aufständischen stecken sie als Symbole der verhassten Institutionen, des Staates und der Macht in Brand, anstatt ihre Angriffe – aber wie sollte es anders sein? – auf die Institutionen, den Staat, die Machthaber selbst zu richten.

Bourdieu kommt später auf seine Nähe zu den interviewten Jugendlichen zurück. In einem Abschnitt von *Ein soziologischer Selbstversuch* beschreibt er sich selbst als einen Heranwachsenden, der sich »in ständiger innerer Auflehnung, immer am Rande einer Straftat« befand. Er erklärt damit, wie es ihm gelang, trotz des Umstands, dass

wir doch so grundverschieden waren, und in völliger Mißachtung meines Alters und meiner Stellung – die vielleicht etwas weit ging, wie man mir dann sagte, bis hin zu bestimmten Verhaltensweisen, die normalerweise als völlig unmöglich angesehen werden – mit dem algerischstämmigen Jungen in *Das Elend der Welt* und seinem Freund ins Gespräch zu kommen und das zutiefst Hilflose hinter ihrer widerspenstigen Unzugänglichkeit wahrzunehmen, die sie vor einem anderen bestimmt aufrechterhalten hätten [...].<sup>[15]</sup>

Es könnte durchaus sein, dass Bourdieus spontane Identifikation mit den beiden Jugendlichen und die allergische Ablehnung, die ich beim Lesen dieses Textes empfand, etwas mit unserer jeweiligen Sexualität und unserem Bezug zur Männlichkeit zu tun hatte. (Identifikation ist ein sehr starkes Wort, vielleicht war es eher eine Empathie, die er

unbedingt äußern wollte. Meine Haltung war übrigens nicht weniger »unreflektiert«, denn es handelt sich da um ein Interview, Bourdieu versucht, Antworten auf Fragen zu bekommen, die man stellen muss ... Natürlich suchte er dafür nach einer geeigneten Sprache.) Bourdieu erkannte in den jungen Männern etwas aus seiner eigenen Jugend wieder. Mir ging es da ganz anders. Aus mir hätte durchaus ein raufender, tobender Junge werden können – die Welt, aus der ich kam, prädestinierte mich dazu, ich hatte stillschweigenden Erwartungen zu entsprechen, die sich, sobald ich dies nicht tat, in Mahnungen zur Ordnung äußerten (»Du bist 'ne richtige Tussi«, »Du bist 'ne richtige Schwuchtel« und noch viel gröbere Sätze, die ich lieber für mich behalte). Doch die Homosexualität, die von den anderen immer als ein Schreckbild dargestellt wurde oder als das, was zu sein oder darzustellen völlig undenkbar war, entfernte mich recht schnell von diesen auf mich wartenden, nach mir rufenden Rollen. Der junge Schwule, der ich war, besser: in den ich mich nach und nach, furchtsam und unsicher, aber auch mit einer anderen Zukunft fest im Blick, verwandelte, wäre wohl eher – oder sagen wir es ruhig: ist tatsächlich und wiederholt – eines der Opfer jener Art von Brutalitäten gewesen, mit denen die beiden Figuren aus Bourdieus Buch sich brüsten. Im Lauf dieser Entwicklung wurde ich zu jenem »scared gay kid«, dem verängstigten schwulen Jungen, von dem Allen Ginsberg in einem seiner letzten Gedichte spricht. In gewisser Weise bin ich das bis heute geblieben. Diese doppelte Bewegung zu beschreiben ist nicht leicht: Man entdeckt, dass man anders ist, man versucht, das eigene Leben nach dieser Andersheit zu organisieren und sich selbst nach ihr zu formen: ein positives Gefühl, in das man freudige Hoffnungen setzt. Zugleich erkennt man aber, dass diese neue Identität etwas Schamvolles ist, das nur im Zeichen der Angst gelebt werden kann: ein negatives Gefühl, welches das positive, das also nur mit Abstrichen ein freudiges ist, ruiniert und verdunkelt. Diese Angst hat mich in Wahrheit nie verlassen. Sie wohnt noch immer in mir und prägt einen der vielleicht konstantesten, tiefsten Züge meiner Person: Wenn ich mich im öffentlichen Raum befinde, überwache ich meine Redeweise und meine Gestik (in der U-Bahn, wenn ich abends auf die Straße gehe, auf Reisen ...). Schwul zu sein (und das Gleiche gilt für andere inferiorisierte »Kategorien«: Lesben, Transgender, Schwarze, Juden usw.) bedeutet, jederzeit verwundbar, jederzeit Beleidigungen oder Aggressionen ausgesetzt zu sein. Mehr noch, es heißt, in seinem tiefsten Inneren von einer geradezu ontologischen Verletzbarkeit bestimmt zu sein. Immer wieder habe ich auf das Schamgefühl insistiert, das die soziale und sexuelle Ordnung allen Angehörigen abweichender oder minoritärer Gruppen als eine fundamentale Dimension ihres Bezugs zur Welt und zu den anderen geradezu körperlich einschreibt.<sup>[16]</sup> Man muss dieses Gefühl um ein weiteres ergänzen: die Angst. Manchmal ergreift sie die stigmatisierten oder stigmatisierbaren Individuen mit der Intensität einer unüberwindbaren Panik, meistens jedoch als ein dumpfes Gefühl der Unruhe, das immerzu zur Wachsamkeit gegenüber einer Umwelt aufruft, von der man weiß, dass ihre tiefe, fürchterliche Feindseligkeit

niemals schläft. Die Möglichkeit der Beleidigung oder körperlichen Aggression kann sich jederzeit aktualisieren und zu einer realen Geste oder einer realen Aussage werden (weil man in ständiger Furcht vor ihr lebt, zeitigt sie ihre Effekte schon vor jeder Aktualisierung). Diese Angst drängt alle, deren »Stigma« nicht unbedingt sichtbar ist, dazu, es zu verbergen, während das sichtbare Stigma die Gefahr allgegenwärtig werden und die Angst noch deutlicher mit der eigenen Existenz verschmelzen lässt. (Deshalb wird dieses Gefühl von schwarzen Schriftstellern mit besonderer Wucht beschrieben: von Richard Wright, Zora Neale Hurston, James Baldwin, Toni Morrison und vielen anderen). Es mag möglich sein, das Stigma der Scham bis zu einem gewissen Punkt zu überwinden, indem man es kollektiv umkehrt und die sozialen, sexuellen und rassistischen Hierarchisierungen und Unterwerfungsnormen angreift (mit Slogans wie »Black is beautiful«, »Gay Pride« usw.). Schwieriger ist es, die Angst zu überwinden. Für diejenigen, die sie (je nach Kontext mehr oder weniger brutal) empfinden, wird die Angst zur Struktur des In-der-Welt-Seins selbst. Darin liegt der unverrückbare Unterschied zwischen denen, die diese Angst erleiden (oder wissen, dass sie sie erleiden können), und denen, die diese Angst einsetzen oder verstetigen (oder auch einfach nur denjenigen, die, weil sie »auf der richtigen Seite« stehen und deshalb keiner Gefahr ausgesetzt sind, diese Angst nicht wahrnehmen, sie sich nicht vorstellen können, ihre Auswirkungen minimieren).

In seinen Schilderungen des Amerika der sechziger Jahre gibt Jean Genet ganz wunderbar wieder, was eine Angst aus der Vergangenheit in der Gegenwart der Menschen bewirken kann. Bei der Beschreibung der schwarzen Aktivisten, denen er sich anschließt, spricht er von einer »seelischen Struktur«, die »von Angst gehetzt« ist, und von einer untereinander weitergegebenen »obsessionellen Verstrickung«, die mit der Erinnerung an die Unterdrückung und mit dem »alten Schrecken« verbunden ist, den diese in ihren Geist eingeschrieben hat.<sup>[17]</sup>

Der Schrecken mag vor unserer Zeit liegen, trotzdem sind wir stets genauso alt wie er: Jeder entdeckt aufs Neue, welche Angst seine Ahnen in dieser Genealogie des Rassismus und der Scherbengerichte durchlebt haben. Mir war schnell klar geworden, dass eine Identifizierung als Schwuler, zumal in einem Viertel, dessen männliche Jugend ihre Identität über den Hass auf die Homosexualität konstruiert, immer wieder zu Beleidigungen und Angriffen führt, zu endlosen, mehr oder weniger gravierenden Schikanen. Das kann so weit gehen, dass man selbst alltägliche Dinge wie den Nachhauseweg oder das Verlassen des Hauses als einen wiederholten Albtraum erlebt. Vielleicht ist dieses fundamentale Angstgefühl nicht weit von dem entfernt, was Frauen am Abend, in der Nacht auf der Straße oder in öffentlichen Verkehrsmitteln erleben, wenn sie alles, was um sie herum geschieht, überwachen müssen, weil ihr Bezug zum öffentlichen Raum – wie Genet sagen würde – »von Angst gehetzt ist«, von der Angst vor sexueller Aggression und Vergewaltigung, von einem »alten Schrecken«, dessen

Bedrohung niemals nachlässt. Je nachdem, ob man schwarz oder weiß, Mann oder Frau, heterosexuell oder schwul ist usw., ist der Bezug zur Außenwelt ein anderer. Die Analyse einer Interaktion, die stets eine Kopräsenz von Individuen darstellt, muss dies zuallererst berücksichtigen: Jede Begegnung zwischen zwei Personen enthält immer auch die gesamte Geschichte der sozialen Strukturen, der etablierten Hierarchien und der von diesen eingesetzten Herrschaftsweisen. Die Gegenwart jedes Einzelnen wird geprägt von seiner individuellen Vergangenheit, welche wiederum von der kollektiven, unpersönlichen Vergangenheit der sozialen Ordnung mit ihrer inhärenten Gewalt geprägt ist. Genets Beispiel ist frappierend: Ein Weißer sieht an einem Baum die Äste, die Blätter und die Vögel, die sich darin ihr Nest bauen. Ein Schwarzer hingegen sieht den Lynchgalgen, den Strick, die grässlichen Morde, die mit seiner Hilfe verübt worden sind. Alles, was ein schwarzer Amerikaner erlebt, schreibt sich ein in eine dreihundertjährige Geschichte. Dasselbe gilt folglich für das Alltagsleben eines Weißen, der sich persönlich so unschuldig und antirassistisch geben und verhalten mag, wie er will. Relational und vom Blick seines Anderen her gedacht, ist er nicht weniger ein Teil derselben Geschichte mit ihren charakteristischen Strukturen der Opposition und Unterdrückung. Gleiches lässt sich – *mutatis mutandis* natürlich – von allen Interaktionen sagen. Stets handelt es sich um Begegnungen zweier oder mehrerer verkörperter Geschichten und »Psychologismen«, die alte und immer neue Formen des »Schreckens« oder zumindest der sozialen Affekte in sich tragen. Man erfasst eine Interaktion, indem man diese wechselseitig miteinander verbundenen Geschichten und die Art erfasst, wie sie sich in der Gegenwart überschneiden und gegenseitig aktivieren. Wer die Worte, Blicke, Gesten, Empfindungen oder Gefühle eines Moments und die Relation verstehen will, die sich in der Interaktion zwischen zwei Individuen ausbildet (und sei es eine unfreiwillige, distanzierte Interaktion), der kann gar nicht genug darauf pochen, dass die Dinge einer historischen Perspektivierung, einer soziologischen Analyse, einer theoretischen Reflexion bedürfen ... Jede zeitliche Einordnung entsteht aus dem Zusammenstoß heterogener Vergangenheiten.

All das nur, um zu sagen, dass Bourdieus eigene aufgewühlte Jugend ihn ein spontanes, präreflexives Nähegefühl zu den beiden jungen Männern empfinden ließ. Seine persönliche und also soziale Geschichte trat mit der Gegenwart dessen, was er beschreiben wollte, und deshalb auch mit der gesamten Geschichte, deren Endpunkt diese soziale und politische Gegenwart ist, in Resonanz. Meine Erinnerungen führten mich zur entgegengesetzten Reaktion: einem nicht weniger unvermittelten, furchtsamen Misstrauen gegenüber den Jugendlichen und einer problematischen, schwer einzugestehenden und noch schwerer auszuförmulierenden Solidarität mit all jenen, deren Alltag durch diese kleinen Banlieue-Machos gewiss unerträglich wurde. Ich zögere, es so zu sagen – doch wie soll man eine »Autoanalyse« durchführen, wenn man vor